

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 147.

Sonntag, 27. Juni.

1915.

## Um die Beute.

(24. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Drimann.

(Nachdruck verboten.)

Wie er nicht anders erwartet hatte, befand sich Heinrich Wendriner nicht unter diesen wenigen Kirchhofbesuchern. Schon Hanna hatte ja vorausgesagt, daß ihr Vater lediglich die Dunkelheit der Nacht zur Ausfühung seines Vorhabens benutzen könne, da er nur dann vor lästigen Beobachtern sicher war.

Erst als der Abend hereinbrach, kehrte Hartmann darin zu der um diese Zeit von jedem gemiedenen Anbestätte der Toten zurück. Er fand die in der Mauer angebrachte Gittertür bereits verschlossen. Aber nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein menschliches Wesen in der Nähe sei, überstieg er ohne Mühe die niedrige Mauer und wählte sich zwischen zwei Kapellenartigen Grustbauten ein Versteck, das ihm gestattete, den nach der Stadt führenden Weg zu überblicken, soweit die Finsternis der Nacht es eben zuließ.

In der fast inmitten des Friedhofes gelegenen Wohnung des Totengräbers brannte noch Licht, und von Zeit zu Zeit wurde von dorther das Gefläß eines Hundes vernehmlich. Diese Nähe belebter Wesen war einigermassen störend, aber sie war es ja für Wendriner in demselben Maße wie für seinen Verfolger, und der auf einen Diebstahl Ausgehende hatte eine Überwältigung jedensfalls ungleich mehr zu fürchten als sein Beobachter.

Wahrscheinlich geschah es denn auch mit Rücksicht auf das bewohnte Totengräberhaus, daß Wendriner erst gegen Mitternacht, wo er die Inzassen im festen Schlafe glauben konnte, an der Gitterpforte erschien. Auch er versuchte vergeblich, sie zu öffnen, und auch er mußte sich entschließen, den Weg über die Mauer zu nehmen. Er hatte sich für sein unheimliches nächtliches Werk anscheinend mit Überschuhen aus Gummi oder Filz ausgerüstet, denn vollkommen lautlos huschte er zwischen den Gräbern dahin. In einer Entfernung, die er in Anbetracht der durch die Wände noch vermehrten Dunkelheit nicht zu ängstlich abzumessen brauchte, folgte ihm Bruno Hartmann nach. Ein paar mal, wenn er mit leisem Knacken ein Zweig unter seinem Schritt zerbrach, oder wenn sein Fuß ein paar hürre Blätter raschelnd beiseite schob, fürchtete er, daß der andere aufmerksam werden könnte, aber Wendriner war offenbar so ganz von dem Gedanken an sein Vorhaben beherrscht, daß er der geringfügigen Geräusche nicht achtete. Er mußte sich bei seinem Morgenbesuch gut orientiert haben, denn er blieb nicht ein einziges Mal in ungewissem Zaudern stehen. Der Teil des Friedhofes, dem er sich zuwandte, war jedenfalls der älteste, denn das Strauchwerk auf und neben den Gräbern war hier stellenweise zu einer beinahe undurchdringlichen Mauer verwachsen.

Hartmann mußte seine scharfen Sinne auf das Äußerste anstrengen, um den Verfolgten nicht aus dem Gesicht zu verlieren und sich doch nicht durch zu Kühne Annäherung zu verraten. Aber es geschah in seiner Laufbahn nicht zum ersten Male, daß er sich so auf den

Spuren eines menschlichen Wildes befand, und er bewies die Vorsicht und Kaltblütigkeit eines Indianers.

Als er gewahrte, daß Wendriner neben einem halb eingestunkenen Grabhügel stehen blieb, duckte er sich auf der Stelle nieder, wo er sich eben befand, kaum um ein Dutzend Schritte von dem anderen entfernt. Fastend überzeugte er sich, daß sich sowohl die kleine elektrische Taschenlampe, die durch den Druck auf einen Knopf zum Leuchten gebracht wurde, als der kurze, lederumponnene Totschläger, den er für den äußersten Notfall zu sich gesteckt hatte, im Griffbereich seiner Hände befand. Dann harrete er lautlos der weiteren Entwicklung der Dinge.

Wendriner hatte offenbar seine Vorbereitungen ebenfalls nach bestem Vermögen getroffen, aber er besaß doch nicht die nötige Umsicht und Schulung. Sonst würde er vor allem wohl mit der kleinen Blendlaterne, die er jetzt unter seinem Überrock zum Vorschein brachte, etwas vorsichtiger hantiert und sie nicht so auf den Hügel gestellt haben, daß ihr Lichtschein wie der Schimmer eines großen Leuchtfäders weit hin sichtbar sein mußte. Auch hätte er sich vielleicht mit einem geeigneten Werkzeug versehen, um den schweren Stein, unter dem Paul Grevenbergs Schätze verborgen sein sollten, bequem von der Stelle zu rücken. Nun war er dafür lediglich auf die Kraft seiner Hände angewiesen, und es war augenscheinlich, daß seine der körperlichen Arbeit ungewohnten Muskeln dieser Aufgabe kaum gewachsen waren. Deutlich hörte Hartmann das leuchtende Atmen seiner Brust und die leisen Verwünschungen, welche die vergebliche Anstrengung ihm erpreßte. Fast war er in Versuchung, aufzuspringen, und ihm seine Hilfe anzubieten, aber noch schien ihm der geeignete Zeitpunkt nicht gekommen, und er empfand sogar eine Art von satanischem Vergnügen bei dem Gedanken an die furchtbare Enttäuschung, die den gar zu Klugen erwartete, wenn er sich in dem Augenblick, da er das Ziel seiner Wünsche erreicht glaubte, um die heiß ersehnte Beute geprellt sah.

Wohnte er sich immerhin noch ein wenig plagen, denn weshalb sollte er ihm die begonnene Arbeit erleichtern!

Minute auf Minute verrann. Ein kalter Nachtwind strich über den einsamen Kirchhof hin und rauschte unheimlich in den herbstlichen Baumwipfeln. Gespenstisch weiß blinkten in unsicheren Umrissen die großen und kleinen Grabkreuze in der Finsternis auf. Lautlosen Flugs huschte eine Fledermaus dicht über dem Kopfe Hartmanns durch die Luft, und der klagende Schrei eines Käuzchens, der weit her aus der Richtung des Totengräberhauses ertönte, ließ den furchtlosen Mann, der noch kaum je in seinem Leben das Gefühl des Grauens kennen gelernt hatte, unwillkürlich erschauern.

Die Situation fing doch an, ihm unbehaglich zu werden. Im Grunde war es ja auch Torheit, noch

länger zu warten. Da verriet ein dumpfes Aufschlagen, daß es Wendriner endlich gelungen war, den schweren Stein herabzuwälzen. Er stöhnte vor Erschöpfung, und als sein Kopf jetzt, da er sich auf den Hügel niederbeugte, in den Lichtkreis der Blendlaterne kam, sah Hartmann, daß ihm die schweißbefleckten Haare wirt über die Stirn herabhingen, und daß seine Gesichtszüge grauenhaft verzerrt waren.

Mit beiden Händen begann er, da er offenbar noch nichts von dem gehofften Schätze zu erblicken vermochte, das von dem zentnerschweren Stein in jahrzehntelangem Lasten festgedrückte Erdreich des Grabhügels zu durchwühlen, in seiner Eier nach dem erträumten Reichthum blind und taub für die Schrecknisse des Ortes und für alles, was um ihn her geschehen mochte.

Jetzt war für Hartmann der Augenblick des Sandelns gekommen. Er richtete sich aus seiner ungewohnten, geduckten Stellung auf, willens, mit einigen lautlosen Schritten den Schatzgräber zu erreichen. Aber sein Fuß strauchelte unglücklichweise über die Bruchstücke eines am Boden vermodernden hölzernen Grabkreuzes, und er fiel mit dumpfem Aufschlagen über einen der Hügel hin.

Ein Schrei, wie ihn nur die gräßlichste Todesangst einem Menschen expressen kann, kam von Wendriners Lippen, aber er dachte trotzdem nicht daran, vor dieser furchtbaren Ueberraschung die Flucht zu ergreifen. Wohl stard er für die Dauer einer Sekunde wie von Entsetzen gelähmt, dann aber — Hartmann hatte nur eben Zeit gehabt, sich aufzurichten — stürzte er sich wie ein wildes Tier auf den gleichsam aus den Gräbern emporgestiegenen Feind, dessen Gesicht er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte und den er in seiner unheimlichen Aufregung vielleicht eher für ein gespenstisches Wesen als für einen lebendigen Menschen hielt.

Hartmann konnte so wenig seine Taschenslaterne in Funktion setzen, als er sich seines Totschlägers zur Verteidigung zu bedienen vermochte, so jäh und so wuchtig war der unerwartete Angriff erfolgt. Aber seine Geistesgegenwart hatte ihn trotzdem keinen Augenblick verlassen, und noch zur rechten Zeit hatte er das schwache Aufschimmern des blanken Pistolenlaufes in Wendriners Hand gesehen. Wie mit eisernen Zangen umklammerte seine Finger das Handgelenk des Angreifers und drückten seinen Arm nach oben, und nicht um den Bruchteil einer Sekunde hätte er diese verzerrte Abwehr verzögern dürfen, denn im nächsten Augenblick schon ertrachte der Schuß, der ihm gepocht hatte, lang nachhallend in der tiefen nächtlichen Stille.

„Werfen Sie die Waffe fort — Sie sind ja verrückt!“ riefte Hartmann. „Ich tue Ihnen doch nichts zuleide.“

Aber der andere schien wirklich den Verstand verloren zu haben. Er ächzte und keuchte in rasender Eile, indem er sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft von dem Griffe des ihm an Körperstärke weit überlegenen zu befreien suchte. Er hatte Hartmann offenbar noch immer nicht erkannt, und während dieser kritischen Augenblicke, in denen er allen Ernstes um sein Leben kämpfen mußte, dachte dieser auch nicht daran, seinen Namen zu nennen. Er wußte ja nicht, ob er es noch mit einem zurechnungsfähigen Menschen oder mit einem Verrückten zu tun habe, und in der furchtbaren Anspannung aller Nerven hörte er auch das Rufen menschlicher Stimmen, die vom Totengräberhause her laut geworden waren, nicht früher, als bis auf und nieder zuckender Laternenschein schon bis auf wenig mehr als hundert Schritte nahe gekommen war.

Da nahm er noch einmal all seine Kraft zusammen, und mit einem gewaltigen Stöße schleuderte er den anderen von sich, so daß er strauchelte und zwischen den Grabhügeln niederstürzte. Mit einigen raschen Sätzen flüchtete er dann in das umgebende Dickicht, um wenigstens einem sofortigen Zusammenstoß mit den Herbeilebenden auszuweichen.

Die hatten es nicht schwer gehabt, die Stelle zu finden, wo der alarmierende Schuß gefallen sein mußte. Das örtliche Leuchtflückerlicht von Wendriners Blendlaterne hatte ihnen den Weg gezeigt. Sie waren ihrer drei, der grauhaarige Totengräber und zwei seiner Gehilfen. Auf das notdürftigste bekleidet, so wie sie aus ihren Betten gesprungen waren, hatten sie sich aufgemacht, den vermeintlichen Selbstmörder zu suchen, und sie zweifelten nicht, ihn in dem verstört aussehenden Manne gefunden zu haben, der sich da mühsam vom Boden aufrichtete.

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Man wird zu allem geboren; warum nicht auch zum Reimensachen? Gewiß, es gibt gedotene Menschen, wie es geborene Poeten gibt. Feuchtersleben.

### Die Liebesgabe der Kinder.

Man schreibt uns aus Wien: In Wien heißt man sie kurzweg: „Das Mosaikbild der Kinder.“ Der Name ist aber ein bißchen verfrüht. Denn dieses Mosaikbild der Kinder ist noch gar keines, es wird erst eines werden, wenn 240000 hilfsbereiter kleiner Kinderhände 120000 zuckersüßgroßer bunter Glassteinchen so hübsch geschickt und sauber, necken-, über- und untereinander geklebt haben, daß daraus der österreichische Doppeladler zusamt der Austria, dem Eisernen Rathhausmann und 16 Blumen-, Frucht- und Kornallegorien auf alle 16 Kronländer Österreich-Ungarns entstanden sind. 120000 Steinchen, jedes Steinchen zu 20 Heller und zu 50, wenn es aus „Gold“ ist; das ist ein riesen-, riesengroßes Berg, durch den sich die kleinen Wiener Kinder hindurcharbeiten müssen. Aber es macht ihnen — man braucht nur vor dem Theseustempel im Volksgarten nächst der Hofburg anzusehen — ein sehr großes und ein wenig heimliches Vergnügen, und eben weil es ihnen Vergnügen macht, müssen sie für ihre Bildnerarbeit ein 20-Hellerstück aus ihrem Geldtäschchen hervorholen, und 120000 mal 20 Heller, das ist schon etwas; der Glasstückchenhügel schrumpft immer mehr ein, statt seiner türmt sich ein silbern glänzender Nidelsberg auf, und am Ende, nach Abzug der Kosten, stellt er eine Summe von 300000 Kronen dar, die den Ärmsten der Armen zugute kommen sollen, den Kindern, denen der Krieg den Vater und Versorger nahm.

Ja, Ideen muß man haben. Immer neue Ideen der Hilfsbereitschaft für die immer neuen Wunden der Not, die der Krieg reißt. Man weiß, in solchen kleinen reizvollen Dingen sind wir in Österreich sehr geschickt. So hat man nach dem „Wehrmann in Eisen“ für Erwachsene dieses Mosaikbild für Kinder erfunden, und es ist gut so, daß es sich ganz und gar nicht kriegerisch anläßt, Pfingstrosen und Edelweisssterne, Körbe voll Äpfel und Kränze von Ähren dargestellt, nicht etwa Schwerter, Mörser und Seitengewehre — es ist gut so, denn — nicht wahr? — wir tragen das Schicksal dieses Gigantenkrieges bis ans Ende, damit unsere Kinder und Kindeskinde Friede haben. Und es wirkt dieses Mosaikbild der Kinder fast wie ein Symbol: Zeichen des Friedens, Blumen, Früchte und Ähren, haben sie auf.

Auch noch in anderem Sinne mutet das Mosaikbild symbolisch an: es will ja Österreich darstellen. Steinchen um Steinchen, vielfarbig, bunt und am Ende ein Ganzes, ein Werk. Der Maler Leopold Forstner, der die berühmte Steinhofsee Kirche von Otto Wagner ausgeschmückt hat, hat es entworfen. Und der Entwurf steht — vorläufig — in dem kleinen griechischen Tempel im Volksgarten, den man den Theseustempel nennt, weil dort früher einmal der Theseus des Canova, jetzt im Stiegenhaus des kunsthistorischen Museums, aufgestellt war. So ein griechischer Halbgott wird, wenn er einem Bildhauer in die Hände gerät, ein recht monumentales Herr. Er braucht darum auch ein recht monumentales Haus. Und die ganze riesengroße Seitenwand dieses Tempelhauses nimmt nun der Entwurf Leopold Forstners ein, 120000 zuckersüß, bitte sehr!

Das ist aber nun lange nicht alles. Was da an der Wand hängt, ist erst der Entwurf des Gesamtstaatswappens. Darunter herum konnten noch die Allegorien der Länder: Bafem, gefüllt

mit Blüten und Früchten, am Sockel geschmückt mit Landesfarben. Tirol z. B., nun was wird Tirol anderes in der Vase führen als einen Buschen Edelweiss? Wäähren bekommt ein Bündel Kornähren. Und Galizien? Na ja, Galizien hat einen Strauch Pfingstrosen, und man mag sich fürderhin bei diesem leuchtend roten Anblick, rot wie Blut und rot wie Jubel, an seine Wiedereroberung erinnern, die in die Pfingstrosezeit des Jahres 1915 fiel.

Noch etwas muß vom Mosaikbild der Kinder erwähnt sein, obwohl das mit den Kindern nichts weiter zu tun hat. Nämlich: woher kommen diese kleinen, bunten Mosaiksteinchen? Aus Murano, bei Venedig, nicht? Nicht mehr! Vor Jahr und Tag ist eine eigene Wiener Mosaikwerkstätte ins Leben gerufen, so daß wir auf ausländischen Import nicht mehr angewiesen sind, und das ist gut so, denn daß sich die Liebesgabe unserer Kinder aus italienischem Material aufbaut, möchten wir doch nie und nimmer. Dr. G. W.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

#### Auf der Wacht im Westen!

Aberm Walde plähen sie,  
Eisen hagelt auf die Dächer  
Und der Tod pocht spät und früh  
Hart an unsre Erdmächer.

Auf der Wache liegen wir:  
Hunderttausend deutsche Jungen,  
Doch bis heute ist uns hier  
Noch kein Franzmann durchgedrungen.

Hinterm Berg die Feinde haufen,  
Möchten gern uns massakrieren,  
Doch wenn die Granaten sausen  
Lachen wir und präsentieren.

Denken derer, die uns teuer  
Fern im lieben Vaterlande;  
Nuh'n wir nachts am Lagerfeuer,  
Knüpfen fest sich Freundschaftsbände.

Mögen die Granaten fliegen,  
Die Schrapnells Verderben spritzen,  
Jeder weiß: wir werden fliegen,  
Gott wird weiter uns beschützen.

Hat die Kugel dann getroffen,  
Geh'n wir gern im Tod voran,  
Steht uns doch der Himmel offen,  
Weil wir unsre Pflicht getan!

Höhe 208, vor Reims, 10. Juni 1915.

Walter Heidmann (Wiesbaden).

**Schützengrabenkrieg vor 100 Jahren.** Der Stellungskrieg, wie er sich heute auf den Schlachtfeldern von Frankreich entwickelt hat, ist gewiß eine einzigartige Erscheinung der Kriegsgeschichte; doch führen immerhin Fäden der Entwicklung von der Vergangenheit in die Gegenwart. Auf eine besonders interessante Episode der napoleonischen Kriege, in denen bereits der Schützengrabenkrieg in großem Maßstab durchgeführt wurde, weist G. Benoit im „Temps“ hin. Es handelt sich um die besetzte Stellung, die Wellington bei Torres-Verdas in Portugal einnahm, um den Vormarsch der französischen Truppen gegen Lissabon zu verhindern. Die Gräben und Verschützungen, die der englische Feldherr damals von 25 000 Arbeitern während eines Monats aufzuführen ließ, erinnern durchaus an die heutigen Feldbefestigungen; sie bestanden aus einer vorderen und einer hinteren Linie, von denen die erstere 48 Kilometer lang war und sich mit einer Seite an den Tago-Fluß anlegte. Die zweite kleinere sollte als Stützpunkt für die eventuell zurückgeworfenen Truppen dienen. Die Gräben, die 6 Meter breit waren, hatten eine Umwallung von 3 Meter Dicke, bejaßen geräumige Höhlen und Unterstände, in denen die Soldaten wohnen konnten, und waren durch Bewehrungen miteinander verbunden. Aus den Erinnerungen Masséna's, der die französische Armee befehligte, ist zu ersehen, wie ungewohnt und unerträglich den Kriegern Napoleons diese Art von Stellungskampf war. Vergebens versuchte man, den Feind aus seinen Löchern herauszulocken; Wellington blieb immer fest in seinen Befestigungen. Die französischen Gräben schimpf-

ten zwar furchtbar über die „Freiheit der Engländer, die sich in Mauerslöchern verkriechen“, aber sie konnten nichts gegen sie erreichen und weigerten sich, zu dem gleichen Mittel zu greifen. Die Leute, die zum Ausheben von Schützengräben kommandiert wurden, taten ihre Arbeit unwillig und ungemütig; selbst die Offiziere weigerten sich, gegen die Regelung des Schlachtfeldes die ermüdende Ruhe eines Lebens voll Entbehrungen einzutauschen.“ So blieb Masséna nichts anderes übrig, als den Rückzug zu befehlen, und der Schützengraben hatte damit einen ersten Sieg auf offenem Felde in der Kriegsgeschichte errungen. Von den Mühen und Qualen des Lebens in den Schützengräben erzählt auch eine soeben erschienene französische Veröffentlichung, die die Vtiefen eines jungen Leutnants aus der Belagerung von Sebastopol enthält. Anschaulich schildert Paul Goedorp, ein 19jähriger Leutnant, der in den Schützengräben vor Sebastopol 1855 durch eine Granate getötet wurde, in diesen Briefen an seine Familie von der entsetzlichen und niederdrückenden Einwirkung dieser Kriegsführung auf den französischen Soldaten. „Der Kampf unter freiem Himmel, in voller Sonne“, schreibt er, „scheint nur ein Kinderpiel im Vergleich zu dieser Arbeit in den Eingeweiden der Erde, die uns zu Mauwürfen erniedrigt, und zu den Gefahren, die sie begleiten.“ Zwei Tage und eine Nacht muß man „sich begraben“, d. h. in den Gräben aushalten, bis die Soldaten auf einige Zeit abgelöst werden. Der junge Offizier empfindet dieses Liegen und Wühlen in der Erde als sonderbar unwürdig und schreibt z. B.: „Jetzt tun wir gar nichts; wir liegen im Graben und werden dabei dezimiert. In einem einzigen Monat sind 700 Mann unseres Regiments getötet und verwundet oder von den Anstrengungen krank geworden. Ein schönes Regiment, wie das unserige, muß auf eine so dumme Weise zugrunde gehen. Wahrlich, ein schönes Schicksal, in einem Graben getötet zu werden!“

**Trinkgelber für englische Rekruten.** England ist jetzt bestrebt, um seinen Verbündeten auf dem Festland zu Hilfe zu kommen, ein möglichst großes Landheer aufzustellen. Inwiefern es damit Glück haben wird, bleibt abzuwarten; jedenfalls hat das Werbegeschäft in Großbritannien nie recht geblüht, denn der britische „Gentleman“ hält sich für viel zu gut, um seine Haut zu Markte zu tragen. Man hat daher in England zu den verschiedensten Mitteln gegriffen, um Leute unter die Fahne zu locken, und auch jetzt werden den Dienstwilligen gewiß wieder besonders „Trinkgelber“ versprochen, wie es in England seit langem üblich ist. Erst ganz vor kurzem noch ist für die indische Armee ein Erlaß erschienen, nach dem Rekruten, die sich verpflichten, 12 Jahre lang im englischen Heer zu dienen, eine besondere Prämie von 320 M. erhalten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren noch weit beträchtlichere Summen pro Kopf eines jeden Rekruten ausgesetzt. Wer sich freiwillig anwerben ließ, erhielt außer seinem Lohn für den bloßen Eintritt ins Heer die stattliche Summe von 1300 M. Das erschien aber den englischen Militärbehörden doch zu teuer, und so wurde denn durch einen Befehl vom Jahre 1804 der Preis des Infanteristen auf 320 M. festgesetzt, also auf wenig mehr, als man heute für einen indischen Soldaten zahlt. Kavalleristen, denen ja schon die Vergünstigung eines Pferdes und auch sonst ein lustigeres Leben zugesichert war, standen niedriger im Kurs. Sie bekamen als „Trinkgelb“ nur 288 M. In dem Landkrieg mit Napoleon aber brauchte England so viel Soldaten, daß es mit seinen „Trinkgelbern“ wieder gewaltig in die Höhe gehen mußte. Im Jahr der glorreichen Schlacht von Waterloo wurden für den englischen Soldaten sehr beträchtliche Prämien ausgesetzt, die dann in Friedenszeiten wieder herabgingen und schließlich auf 150 Mark pro Kopf fielen. Während des Krimkrieges mußte John Bull seine Börse weit öffnen, um die riesigen Verluste wieder auszumachen, die Lücken, die besonders die Souden in seinem Armeekorper rissen, auszustopfen. Jeder Kavallerist, der in die Armee eintrat, erhielt als Prämie 200 M., Infanteristen mußten sich mit 160 M. begnügen. Doch waren auch sonst für gute Leistungen Trinkgelber aller Art ausgesetzt: so gab es z. B. für jede geworfene Granate eine besondere Belohnung, für die großen 60 Pf., für die kleinen nur 40 Pf. In neuester Zeit hat man zu demselben Mittel gegriffen, um gebildete Leute zum Wiedereintritt in das Heer zu bewegen. 1898 kamen Reservisten, die wieder unter die Fahnen traten, pro Mann 400 M., während man im südafrikanischen Kriege die Leute zum Längerdienste dadurch zu bewegen suchte, daß man ihnen Trinkgelber von 200 bis 300 M. versprach.

# Schach

Alle die Schachbezüglichen Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

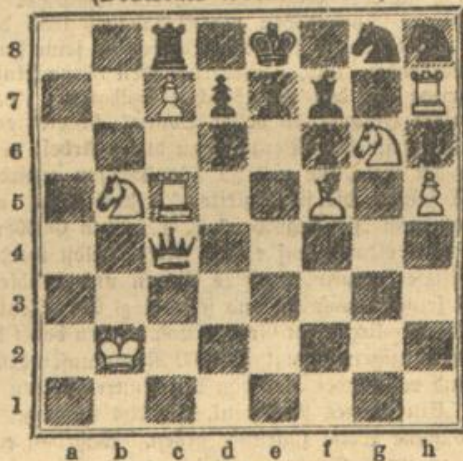
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. — Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 27. Juni 1915.

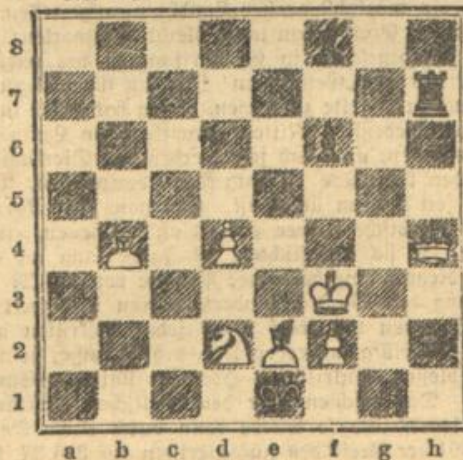
## Aufgaben.

Nr. 345. H. D. in Wiesbaden. (Deutsches Wochenschach.)



Matt in 3 Zügen.

Nr. 346. W. A. Shinkmann.



Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 130 (Sizilianisch).

(Gespielt am 4. April dieses Jahres zu Malmö.)

J. Giersing	F. Englund	20. De3×f2	Ta8—f8
Weiss	Schwarz	21. Df2—e3	Sd7—f6
1. e2—e4	c7—c5	22. De3—c5	Tf8—d8
2. Sg1—f3	e7—e6	23. Ta2—f1	h7—h6
3. Sb1—c3	a7—a6	24. Sc3—d5	Dc7—d6 <sup>2)</sup>
4. Lf1—e2	Dd8—c7	25. De5×d6	Td8×d6
5. 0—0	Lf8—e7	26. Sd5×f6	g7×f6
6. d2—d4	c5×d4	27. Tf1—f3	c6×c5
7. Sf3×d4	Sb8—c6	28. Tf3—d3	Td6—d4
8. Lc1—e3	Sg8—fg	29. Td3×d4	c5×d4
9. a2—a3	0—0	30. Lc4—d3	Kh8—g7
10. f2—f4	d7—d6	31. Kgl—f2	a6—a5
11. Le2—d3	e6—e5	32. g2—g4	h7—h5 <sup>2)</sup>
12. Sd4×c6	b7—c6	33. g4×h5	Kg7—h6
13. h2—h3	Lc8—b7	34. c2—c3	f6—f5 <sup>2)</sup>
14. f4×e5	d6×e5	35. e4×f5	e5—e4
15. Dd1—e2	Sf6—d7	36. Ld3—b5	d4—d3
16. Ld3—c4	Le7—c5	37. Kf2—e3	Kh6×h5
17. Tf1×f7	Lc5×e3 <sup>1)</sup>	38. Lb5—d7	
18. Tf7—f2 <sup>1)</sup>	Kg8—h8		
19. De2×e3	Tf8×f2		

und Schwarz gab auf.

<sup>1)</sup> Falls c7... Tf7× so 18. Lf7†, Kf7× 19. Df2† und Weiß gewinnt die Figur zurück. <sup>2)</sup> Schwarz kann den Damentausch nicht gut vermeiden, denn nach 24... Sd5× 25. Ld5×, Dd7 26. Tf8†, Tf8× 27. Df8×, Kh7 28. Dg8†, Kg6 29. Le6 kommt Weiß in Vorteil. <sup>3)</sup> Das ist Selbstmord. — Es ist garnicht sicher, ob Weiß bei richtigem Gegenspieler den Gewinn hätte erzwingen können. Ein aussichtsreiches Manöver für Weiß scheint b2—b4 nebst Kf3 und Ld3—c4—d5 zu sein. (Mieses im „Berl. Tagbl.“)

## Auflösungen:

Nr. 341 (3 Züge). 1. Kh2, Sf4 2. D×e3+; 1... c3 2. D(×)g1.

Nr. 342 (2 Züge). 1. Kg3.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Wdw. und L. D. in Wiesbaden; zu Nr. 342 auch M. Ddt. in Wiesbaden.

# Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

## Bilderrätsel.

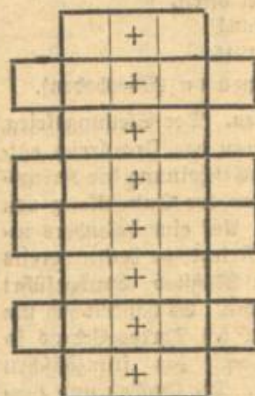


## Versteckrätsel.

(In jedem Satz ist der Name eines Feldherrn aus dem gegenwärtigen Kriege versteckt.)

1. Bruder Jonathan wird dem Michel nicht zu nahe treten; er kennt dessen Faust.
2. „Du hast ja keine Ahnung, wie schön du bist Berlin“ singen sie jetzt schon in allen Schützengräben.
3. Kinder, bringt doch in den Burgfrieden keine Störung.
4. Wer führt sein Heer in genialer Weise zum Sieg?

## Füllrätsel.



1. geistliche Würde.
2. weiblicher Vorname.
3. rechter Nebenfluß der Wolga.
4. Gestalt der griechischen Sage.
5. männlicher Vorname.
6. berühmter spanischer Feldherr.
7. weiblicher Vorname.
8. technisches Hilfsmittel.

Die Buchstaben AAAAAAA, BB, C, DD, E, IIII, K, LL, M, NNNN, OO, P, R, T, U, W sind in die Felder vorstehender Figur derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben und die mittelste senkrechte Reihe einen viellenannten Teil des österreichisch-russischen Kriegsschauplatzes benennt.

## Auflösungen der Rätsel in Nr. 281.

Worträtsel: Mackensen (Mark, Eisen). — Bilderrätsel: Amazone. — Reihenrätsel: Mitau, Dardanellen, Deckoffizier, Dankl, Batterie, Hindenburg, Przemysl, Italiener, Antwerpen, Mackensen. — Silbenrätsel: Kapitalien (Kap, Italien). — Pyramide: Leo, Eric, Regel, Mergel, Lemberg. — Scherzrätsel: Haubitze (Itz, Haube).



„So, und ich?“  
 „Ach, du! . . .“  
 „O bitte sehr, ich habe eine Sache.“  
 „Will deine Waschfrau sich wieder scheiden lassen, oder ist es diesmal der Hausknecht?“  
 „Erlaube, diesmal ist es eine „bessere“ Sache! Ich soll 'nem Bekannten, der auf der Durchreise ist, einen Anwalt verschaffen.“  
 „Das ist was anderes.“ — Ott-Heinrich entschloß sich, aus dem Sessel emporzutreten. — „Das wäre ja mal 'ne Oase unter meinen Armensachen.“  
 „Ja . . . das heißt . . . 'n billiger soll's natürlich sein.“  
 Ott-Heinrich sank wieder zurück.  
 „Lieb von dir, daß du gleich an mich gedacht hast.“  
 „O, das ist einfach Freundschaftspflicht. Abrigens, wenn du nicht willst . . . das heißt . . . eigentlich hab' ich's ihm schon fest zugesagt.“  
 „Benediktiner, Chartreuse?“  
 Ott-Heinrich stellte einige weitbauchige Flaschen auf den Tisch.  
 „Aee, Kognat.“  
 „Also, was ist's denn?“  
 „Ah!“  
 Hans sah sich suchend um, und Ott-Heinrich schob ihm eine Kiste Zigarren und eine Schachtel Zigaretten zu.  
 „Ja, also; ein Bekannter von mir, Redakteur . . . hat aber absolut keinen Zug . . .“  
 Entrüstet legte er die Zigarre beiseite.  
 Bei dem Wort Redakteur war Ott-Heinrich interessiert aufgefahren.  
 „Was für 'n Redakteur?“  
 „Aee, gib mir mal erst 'ne andere — — —!“  
 Ott-Heinrich schleppte eifertig drei weitere Zigarrenkisten herbei, in denen Hans sehr lange herumwühlte.  
 „An welchem Blatt ist er denn?“  
 Die sechste Streichholzleiche sank ins Grab.  
 „Am Pinsel.“  
 Die Hand, mit der Ott-Heinrich den zweiten Kognat eingoß, fing an, zu zittern.  
 „Was macht er denn da?“  
 „Gib mir mal lieber 'nen Benediktiner, dein Kognat kratzt!“  
 „Was tut er denn da?“ — Der Benediktiner floß über.  
 „Inseratenteil.“  
 „Ach so!“  
 „Manchmal macht er auch Witze.“  
 „Und was für 'ne —?“  
 „Nachdrucksache.“  
 „Alha, Urheberrecht. Wird sich aber wenig machen lassen bei Wigen; die sind ja dazu da, alle paar Monate neu auf die Welt zu kommen.“  
 „Rede doch nicht immer gleich drauf los! Dem haben sie ja garnichts nachgedruckt, sondern seinem Freund, der hier gerade auf der Durchreise ist. Der hat oft was im „Pinsel“.“  
 Ott-Heinrich seufzte tief auf. Es gab also wirklich Leute, die oft etwas im „Pinsel“ hatten.  
 „Bisßen leichter Knabe. Hat hier herum 'ne verwandtschaftliche Pumpstation aufgesucht, aber ohne Erfolg, glaub' ich. Der kam nun gestern mit 'ner Empfehlung von dem anderen, dem Inseratenonkel, zu mir und hat mir so im Laufe des Gesprächs von der Nachdrucksache erzählt. Er möchte das nämlich schleunigst in Ordnung haben, von wegen des Honorars.“  
 „Na, aber natürlich werde ich das machen. Was den Geldpunkt anlangt . . . Gott, du weißt ja, ich bin nicht verwöhnt durch fette Prozesse.“  
 „Ist gut. — Du darfst dir übrigens wirklich mal bessere Zigarren anschaffen; ich finde überhaupt, daß die Verpflegung bei dir sehr nachläßt.“  
 Und nachdem Hans, der Nörgler, noch flink eine kleine abfällige Kritik über ein neues Bild abgegeben,

ging er unter dem Versprechen, morgen den „Pinsel“-Mann herzubringen, ab.

Das Geschäftliche war zur vollen Zufriedenheit des „Nachgedruckten“ erledigt. Er hatte mit dem „billigen“ Rechtsanwalt, der ihm nicht nur keine Liquidation geschickt, sondern auch noch die verwandtschaftliche Pumpstation ersetzt hatte, innige Freundschaft geschlossen. Als Gegengabe ließ er seine gesamte Lyrik über sich ergehen. Auf die Frage, ob sie ihm gefalle, machte er es wie das Mädchen im Liede: er sagte vor Schreden nicht „ja“ und nicht „nein“. In Anbetracht der vielen genossenen Annehmlichkeiten aber gab er seinem Lyrikerherzen einen Stoß, meinte: „Nicht übel!“ und versprach sogar, mal sehen zu wollen, was sich eventuell beim „Pinsel“ machen ließe.

So waren einige Wochen zur Vergangenheit geworden, als Ott-Heinrich eines Tages einen Brief empfing, der die bekannte Dignette des „Pinsel“ trug.

Der Nachgedruckte mußte großen Einfluß besitzen, oder die Redaktion mußte gerade einen schwachen Augenblick gehabt haben. Auf dem gedruckten Formular stand: „Mit bestem Dank für Ihr freundliches Anerbieten verbinden wir die Mitteilung, daß wir Ihren Beitrag veröffentlichten werden. Hochachtungsvoll usw.“

Ott-Heinrich riß in seiner Ekstase schonungslos an der Zierleiste seiner Oberlippe, warf sich dann auf die Chaiselongue, schleuderte seine sechs Kissen einzeln gegen den Bücherschrank und rief abwechselnd: „Himmeldonnerwetter! Jesses noch mal! Himmelfreuzdonnerwetter!“ Dann zog er die „fettfleckweste“ an, eine graue Samtweste, deren Muster leise an die Abdrücke fettiger Finger erinnerte, warf sich in den „Pastorenrad“, kaufte sich bei der „Nelkenmimi“ eine weiße Doppelte und ging ins Theater-Café, Menschen suchen. Und nach Verlauf einer Viertelstunde erlebte er die Freude, einem „gleichfalls dichtenden“ Assessor sich vor Neid krümmen zu sehen. — — —

Ott-Heinrich hatte sein Heiratsideal entdeckt. — Idealweiber hatte er schon eine ganze Menge gefunden und wieder verloren. Ideale Frauen waren ihm in den Weg und aus den Augen gekommen, doch den Typ, der ihm zum Heiraten vorschwebte, hatte er bisher noch nicht getroffen.

Nun war er da.  
 Er hieß Ruth, hörte seit zwei Semestern Nationalökonomie, hatte sehr schönes Haar, einen pikanten Mund und kleidete sich nicht reformgemäß und doch stilvoll. Seine Kusine Ellen, ein Malmädchen, hatte sie importiert. Und wenn auch Hans, der Nörgler, sagte: „Was, pikant nennst du den Mund?! Ich sag' einfach „groß“ oder „fein nuancierte Natur?!“ Ich nenne so etwas „Quatsch mit Sauce“ — er konnte sie ihm nicht verleiden. — —

Ihr zu Ehren gab Ott-Heinrich einen Five o'clock. Er tagte im Mollakford. Aber machte es nun die stilvollmüde Umgebung, oder hatte es tiefere Gründe? Die Sache schien in Stumpfsinn ertrinken zu wollen.

Der Gastgeber raste mit heißem Kopfe und kalten Händen durch die Flucht seiner Gemächer, klingelte sechsmal in der Viertelstunde beim Konditor an, der ihn mit dem Gefrorenen sitzen ließ, oder machte fruchtlose Versuche, die schwergekränkte Aufwartefrau zu verjöhnen, die sich weigerte, weiter zu bedienen, weil er sie ein „geschmackloses Untier“ genannt hatte.

Ellen, das Malmädchen, hatte sich aus der allgemeinen Langeweile nach dem Bücherschrank hinübergeworfen, aus dem sie bereits drei pikante Bücher herausgeängelt und still auf die Seite gelegt hatte, während Hans, der Nörgler, sich abquälte, die „Nationalökonomische“ in ein vernünftiges Provinzialmittelstadtsgespräch zu verwideln. Aber das hatte er bald heraus: mit diesen „neuen Weibern“ war es niischt. —

„Sie rauchen nicht?“ — Er klappte sehr erstaunt die Muratti-Schachtel zu. — „Das ist aber doch erstaunlich.“  
 „Warum, bitte?“  
 „Na ja, ich dachte . . . grade Sie . . .“ —  
 Er kassierte ein kleines amüsiertes Lächeln ein. —  
 „Wie gefällt's Ihnen denn eigentlich bei uns?“  
 „O, sehr gut.“  
 „Ja, es läßt sich hier schon leben. Wenn wir nur 'ne hübschere landschaftliche Umgebung hätten! Und dann dürfte das Straßenpflaster auch besser sein. Aber das ginge alles noch an, die Hauptsache ist: die Leute hier sind so stumpfsinnig.“

„Ah, wirklich? Aber es gibt doch Ausnahmen.“  
 Hans wußte nicht recht, ob er die „Ausnahmen“ auf sich beziehen sollte, und rückte unruhig hin und her. Da erschien Ott-Heinrich als Erlöser, und erleichtert ging er zu dem Malmädchen hinüber. Die war zwar auch blödsinnig, aber sie hatte doch lichte Momente.

Ott-Heinrich, von seinen home-Sorgen strapaziert, ließ sich seufzend in einen Sessel fallen. Das Gefrorene war wenigstens da. —

„Nicht wahr, meine verehrte Gnädigste, Sie verzeihen, daß ich Sie so vernachlässigt habe, aber ein Heim ohne Frau ist eben . . . ist eben“ . . . — er suchte nach einem netten Vergleich.

„Aber lieber Herr Doktor, darüber machen Sie sich nur keine Sorgen! Hauptsache ist: Sie sind jetzt da. Übrigens, ich danke auch noch schönstens für die „Juristenzeitung“, ich habe Ihren Artikel mit Interesse gelesen.“

„O, ach so!“ machte Ott-Heinrich gleichgültig. —  
 Wenn sie wüßte, was er da seit vorgestern auf dem Herzen barg: eine Besegnummer des „Pinsel“! Wie gern hätte er die jetzt herausgezogen und vor sie hingelegt! „Sehen Sie sich mal das da an, Angebetete meiner Seele! Der „Brutus“ da unter der lyrischen Perle, der bin ich.“

Aber das wäre nicht fair gewesen, dem Dichter ziemt Bescheidenheit. Man mußte es anders machen, über Umwege.

„Sind Sie ständige Leserin der „Jugend“, Gnädigste?“ — Und nun schlug er sich durch die Reihen sämtlicher Tageszeitungen, Zeitschriften und Witzblätter hindurch, bis er glücklich am „Pinsel“ landete.

„Ausgezeichnetes Blatt, nicht wahr? Auf der einen Seite die famose Satire, auf der anderen der wirklich literarisch-belletristische Inhalt.“

„Ja, & ist ausgezeichnet, wenn auch nicht immer gleichwertig.“

„Na, das kann man nicht verlangen, im allgemeinen . . .“

„Das schon, aber Entgleisungen wie zum Beispiel in der letzten Nummer dürften bei einem solchen Blatt doch nicht vorkommen. Haben Sie vielleicht?“

„In der letzten . . .?“

„Ja, ein Gedicht, so im Genre . . . na, wie soll ich sagen?“

„Ein Gedicht?!“ — Ein ahnungsvoller Schauer überriefelte Ott-Heinrich. — Richtig, es waren ja zwei Gedichte drin.

„Haben Sie die letzte Nummer schon gelesen? Dann werden Sie gleich wissen, was ich meine.“

Die letzte Nummer flog auf den Tisch. Ruth blätterte mit sinken Fingern um. Da, da war das Gedicht, das andere. Ott-Heinrich wollte das Blatt festhalten.

„Nein, dieses nicht, das auf der anderen Seite meine ich.“

Ott-Heinrich erblaßte. Dämmerratten und Genossen begannen vor seinen Blicken einen wilden Reigen zu tanzen.

\* \* \*

Schwärzeste Nacht. — — —  
 In Ott-Heinrichs Sprechzimmer herrschte das tiefe Schweigen, das auch tagsüber meist dort lagerte, nur daß die Schatten der Nacht es noch vertieften.

Plötzlich erhob sich ein leises Klirren. In einem Halblicht, das der Beleuchtung der Sternengasse sehr ähnlich war, tauchten zwei Gestalten auf: ein stattliches Weib mit Schwert und Wage, ein schmächtiges mit einer unscheinbaren Eier im Arm.

„Ich wußte, daß ich siegen würde“, sagte Themis und legte ihr Schwert quer über die Köschblattunterlage des Schreibtisches.

„Ach, und er fing so nett an und war so fleißig!“ wispelte die lyrische Muse. „Aber was mußte er sich auch gerade auf den „Pinsel“ versteifen, den „Pinsel“, für den so zarte Lyrik überhaupt nicht paßt!“

„Lyrik schon, aber ich bitt' dich, das fade Zeug! Gott sei Dank, daß er die Kinderkrankheit nun überwunden hat!“

„Meinst du, daß er für immer . . . daß ich nun auf immer verbannt sein werde?“ —

Die lyrische Muse schluchzte in den Zipfel ihres Peplon hinein. — —

„Na, ich will dir was sagen“, — gutmütig legte Themis der Betrübten die Hand auf die Schulter — „du kannst ruhig mal ab und zu wiederkommen, so bei Gelegenheit. Es ist ja nun voranzusehen: Hochzeit . . . Kindtauf . . . . . Ankunft der Schwiegermutter . . . . . Jubiläum des Schwiegervaters . . . . . gelegentlich kannst du schon mal wiederkommen.“ —

Die Muse erhob ihr blaßes Haupt und zog eine neue Saite auf ihre Leier. Und leise, wie aus weiter ferne erklang es:

„Meine hochverehrten Gäste,  
 Die ihr heut' zum frohen Feste — — —“

„Ich sehe, du verstehst mich“, sagte Themis. „Lebe wohl und auf Wiedersehen!“

Die Muse entschwebte.

„Armes Ding!“ murmelte Themis. „Unsere Zukunftige wird dich bei nächster Gelegenheit ein- für allemal vor die Tür setzen.“

Dann ließ sie sich breit im Schreibsessel nieder, ergriff ein Manuskript und las, Mutterstolz auf dem hehren Antlitz, den Aufsatz über die „Gewährfristen bei Viehmängeln“, bis sie im Grauen des neuen Tages sich in das „Bürgerliche Gesetzbuch“ hinein verflüchtigte.

## Vorüber!\*)

Der Schnellzug hastet durch bleiche Nacht,  
 Rüttelt sich vorwärts mit Macht, mit Macht!  
 Die Augen glühen, der Atem leucht,  
 Ein flüchtiger Drache, durchs Dunkel gescheucht.  
 Die zitternden Birken wehen im Wind —  
 Vorüber, vorüber! Die Zeit verrinnt!

Still liegen die Häuslein, wie Kinder im Traum —  
 Vorüber, vorüber! Man sieht sie kaum.  
 Nun stürmen gespenstige Kiefern heran —

Sie tanzen im Mondlicht und fassen sich an.  
 Funkelnde Lichter in leuchtender Reih',  
 Sie taumeln nach rückwärts: Vorbei, vorbei!

Aber am Himmel, mit stetigem Schritt,  
 Schreiten die Sterne gemächlich mit. —  
 So taumeln vorüber im Wirbel der Zeit  
 Irdische Freuden und irdisches Leid.  
 Aber mit stillem, stetigem Schein  
 Schauen die Augen des Höchsten hinein.

Hans Schmidt.

\*) Aus dem von F. v. Grottkuß herausgegebenen „Carmen“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart).

## Kleine Ursachen

Novelle von Fritz Butb.

(Nachdruck verboten.)

**A**us irgend einem festlichen Anlaß hatten wir uns im Gasthof „Zur Traube“ zusammengefunden — ein kleiner Kreis von acht Personen, Herren und Damen.

Wir saßen behaglich in einer Nische am runden, blank gescheuerten Eichentisch und plauderten von gleichgültigen Dingen, bis eine kleine Blondine, die jüngste der Ehefrauen — ich weiß nicht aus welchem Anlaß — zu erzählen begann, wie sie ihren Mann gefunden.

Er wollte in Berlin vom Anhalter Bahnhof nach Halle fahren, versäumte den Zug und ging, in denkbar übelster Laune, in den Wartesaal, um den nächsten Zug abzuwarten. Da nur wenige Stühle noch frei waren, setzte er sich an einen Tisch, an welchem bereits ein Herr mit rosigem Vollmondgesicht nebst Tochter Platz genommen hatte. Das Mädchen amüsierte sich über den mürrischen jungen Mann, während der Vater den Grund seines Unmuts erriet, und ihn zu trösten suchte. So kam man ins Gespräch und reiste dann in bester Laune gemeinsam mit dem nächsten Eilzuge, der es bekanntlich nicht sehr eilig hat. Man unterhielt sich vortrefflich.

In Halle trennte sich der junge Mann von seinen Reisegefährten, mußte diesen aber versprechen, sie in Leipzig zu besuchen. Das geschah bereits nach wenigen Tagen. Aus der flüchtigen Bekanntschaft wurde eine innige Freundschaft, und am Jahrestage ihrer ersten Begegnung feierten die jungen Leute ihre Verlobung. „Und heute,“ so fiel der junge Ehemann der lustigen Blondine ins Wort, „heut weiß ich, daß ich einem versäumten Eisenbahnzuge mein Lebensglück verdanke.“ Und dann versetzte er seiner schönen Nachbarin einen schallenden Kuß auf die rosigen Lippen, gleichsam als müsse er unter seine Erklärung das Amtssiegel drücken.

Diese Heiterkeit der jungen Leute steckte die andern an. Nur Dr. Heller, der einzige Junggeselle des kleinen Kreises, blickte nachdenklich in das Glas.

„Was ist Ihnen, Doktor?“ stieß ihn Brömer an, der schon manchen Schoppen an dieser Stelle mit ihm geleert hatte. „Sie bekommen doch nicht etwa schon nach der zweiten Flasche Ihren moralischen Katzenjammer?“

„Katzenjammer! Das ist das rechte Wort — es ist der Katzenjammer des alten Junggesellen.“

„Alt? Wer hindert Sie, geht noch in den Ehehasen zu steuern, mit Ihren vierzig Jahren?“

„Zweiundvierzig, mein Lieber — doch das ist es nicht. Einem glücklichen Moment verdanken unsere jungen Freunde ihr junges Lebensglück; auch mir lächelte — der Zufall, und ich — ich habe den Glückseligen entwischen lassen. Es war eine rechte Eiselei —“

„Sie sehen aber garnicht so aus, als könnten Sie eine große Dummheit begehen —“ lachte die Blondine.

„Nein es war nur eine kleine — sie reichte aber aus, mich zu einem alten Junggesellen und einen andern zu dem Glücklichen der sterblichen zu machen.“

„Die Geschichte müssen Sie uns erzählen, Doktorchen!“ rief nun wieder die kleine Frau. „Ich merke schon, das ist eine ganz romantische Liebesgeschichte.“

„Garnicht romantisch — aber sie bildet ein interessantes Gegenstück zu Ihrer Ehegeschichte. Sie lehrt, daß man das Glück im rechten Moment erhaschen muß — denn vielleicht begegnet es uns nicht zum zweiten Mal im Leben.“

„Sehr richtig!“ bemerkte Brömer, „aber hoffentlich ist das der Schluß der Einleitung; kommen wir zur Sache!“

Von dem edlen Gesicht des Doktors verschwand der trübe Ausdruck; nur eine stille Schwermut war noch über sein Antlitz gebreitet.

„Ich hatte mich nach glücklich bestandenen Staats-examen,“ so begann er zu erzählen, „als praktischer Arzt

in Berlin niedergelassen. Meine Praxis war nicht sehr bedeutend, sie reichte aber aus, um den Ansprüchen zu genügen, die ich an das Leben zu stellen gewohnt war. Ich beschäftigte mich damals viel mit der Literatur und besuchte fleißig das Theater.

Eines Abends — es wurde ein modernes Märchenpiel gegeben, das sehr bald wieder von der Bühne verschwand — saß ich im Parkett des Kgl. Schauspielhauses. Gerade als das Glockenzeichen ertönte, nahmen neben mir noch zwei Damen Platz, denen ich zunächst keine Aufmerksamkeit schenkte. Das Haus war bereits verdunkelt. Ich vernahm nur noch das Rauschen seidener Röcke und ein leichtes Klappen der Sitze — dann gehörte mein ganzes Interesse nur noch der Bühne. Aber das Stück fesselte mich nicht lange — es schien auch sonst wenig zu interessieren, denn ringsum zischelte und flüsterte man ziemlich ungeniert. So kam es, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, die Nachbarschaft zu mustern begann. Nun bemerkte ich auch das zarte rosige Gesichtchen der zu meiner Linken sitzenden jungen Dame, mit einem allerliebsten Grübchen in den Wangen und einer roten Rose im braun gelockten Haar. Die ältere Dame neben ihr, in schwarzseidenem Kleide und einem kostbaren Spitzenschal, war offenbar ihre Mutter. Der Vorhang war nach dem ersten Akt gefallen. Die Damen unterhielten sich leise über das, was sie soeben auf der Bühne gesehen, aber ich erhaschte doch einige Bemerkungen, die mir sehr treffend erschienen und ein nicht gewöhnliches Verständnis für die dramatische Kunst verrieten.

Nun verwechselte die junge Dame, die offenbar nur einen flüchtigen Blick in den Theaterzettel getan hatte, wiederholt zwei bekannte Darsteller, welche die Rollen der komischen Väter zu spielen pflegten. Das gab mir, als sie nun gerade ihr reizendes Gesichtchen nach meiner Seite wandte, Veranlassung, ihr den Zettel zu reichen und sie auf den Irrtum aufmerksam zu machen. So kamen wir ins Gespräch, an dem sich auch die Mama beteiligte. Das Töchterchen wurde immer lebhafter und sah mir mit den leuchtenden braunen Augen so fröhlich und zutraulich ins Gesicht, daß mein junges Herz sofort zu erglücken begann. In der zweiten Zwischenpause setzten wir die Unterhaltung fort, und ich hatte den Eindruck, daß das junge Mädchen für alles, was ich sagte, ein lebhaftes Interesse befordete.

Am Schlusse des dritten Aktes bemerkte ich hinten im Parkett Dr. Wafmann, meinen Kollegen, der mir freundschaftlich zunickte. Ich entschuldigte mich bei den Damen und ging zu meinem Freunde, den ich um seinen Beistand bei einer Operation bitten wollte, welche ich in den nächsten Tagen an einem meiner kleinen Patienten vorzunehmen hatte. Neben ihm saß der junge Rechtsanwalt Bruno Wefner, dem ich schon häufiger im Hause meines Freundes begegnet war.

„Kommt, laßt uns gehen,“ meinte Dr. Wafmann, als wir unser Urteil über die Aufführung ausgetauscht hatten. „Wir können den Fall bei einer Flasche Wein besprechen. Das Stück ist ja doch zu öde.“

Ich suchte zu widersprechen. Das Schauspiel, an dem ich soeben die schärfste Kritik geübt hatte, fesselte mich zwar nicht; ich dachte aber an meine schöne Nachbarin und an die unterbrochene Unterhaltung, die sehr interessant zu werden versprach. Es genierte mich jedoch, meinem Kollegen, dem ich manche Gefälligkeit verdankte, diesen Grund mitzuteilen. Wefner blieb standhaft; er wollte sich doch den letzten Akt noch ansehen, habe nicht das geringste Interesse für Operationsgeschichten und werde uns auch nach Beendigung der Vorstellung gewiß noch in der Weinstube finden. —

Das war uns nicht angenehm.

Als wir vor der Garderobe standen, legte jemand leise die Hand auf meine Schulter. Ich wandte mich um — Wefner.

„Ach,“ sagte er „Sie haben gewiß die Freundlichkeit, mir Ihr Billet zu geben, da Sie ja doch das Theater verlassen. Man hört hier auf den letzten Bänken des Parterrets sehr schlecht.“

Ohne zu überlegen, steckte ich zwei Finger in die Westentasche und gab ihm den Coupon. Törichterweise setzte ich noch hinzu: „Sie werden eine schöne Nachbarin finden.“

Aber wir hatten kaum den Fuß auf die Straße gesetzt, als mich eine große Niedererschlagenheit befiel. Auch der Wein wollte mir an diesem Abend nicht munden, und immer wieder mußte mich mein Freund aufrütteln. Ich hatte das Gefühl, daß ich, während ich da bei der Flasche saß, nicht nur den vierten Akt eines gleichgültigen Stückes, sondern etwas Außerordentliches versäume.

Und so war es auch. Des Nachts konnte ich nicht schlafen, und ich versprach mir feierlichst, nicht eher zu ruhen, bis ich den Namen und die Behausung der Damen ansfindig gemacht. Ich mußte sie wiedersehen!

Dem Wefner bin ich einige Wochen später begegnet; ich brachte auch das Gespräch auf seine Nachbarin im Theater — da huschte ein Lächeln über seine Züge, und dann meinte er, er habe sich sehr gut mit der Dame unterhalten, aber wer sie sei, das wisse er auch nicht. — In diesem Winter besuchte ich alle großen Bälle, die von sich reden machten; aber nirgend begegnete ich den beiden Frauen. Sie mochten wohl gerade zu laute Festlichkeiten vermeiden.

Ein Jahr später hörte ich von Dr. Wafmann die Neuigkeit, sein Freund Wefner habe sich mit der bildschönen Tochter des Baurates Rodemann verlobt.

Ich erwiderte nichts; denn den Baurat kannte ich nicht, und Wefner war mit gleichgültig. „Und denke

Dir,“ setzte mein Freund hinzu, „Du bist es, dem er dieses große Glück verdankt.“

„Ich —?“

„Ja, du! Erinnerst du dich noch des Abends im Kgl. Schauspielhause? Er hat mir erst gestern davon erzählt. Du gabst ihm deine Karte und machtest ihn auf die schöne Nachbarin aufmerksam. Er findet sie in höchstem Grade erstaunt, daß ein fremder neben ihr Platz nimmt. Sie sagte es natürlich nicht — aber was verrät nicht alles ein Mädchenauge! Wefner genügt diese Verwunderung,

um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Du hättest das Theater verlassen, da dir das Schauspiel zu öde sei, so habe er die besondere Auszeichnung erfahren, ihr Nachbar zu werden. Sie war darüber gar nicht erfreut; das Kränkeln ihrer Lippen verriet, daß sie dein Verschwinden nicht gerade als zarte Aufmerksamkeit empfunden habe. Wefner, der Vielgewandte, tat natürlich so, als ob er nichts merke; spielte den Liebenswürdigen und verstand es, der jungen Dame den törichten Mann zu ersetzen, den zwei so holdselige Augen nicht einmal bis zum Schlusse einer Theateraufführung festhalten konnten. Da mußte natürlich Wefner in besserem Lichte erscheinen. Und das muß man ihm lassen — was er will, das will er ganz. Er begleitete die Damen nach Hause und erkundigte sich am nächsten Tage beim Portier, dem er einen

Caler in die Hand drückte, sehr eingehend nach der Familie, ihrem Anhang und ihren Gewohnheiten. Und dann fand sich schon die Gelegenheit, die Holde wiederzusehen. Im Sommer traf man sich ganz zufällig in Nauheim, im Winter im Theater oder der Singakademie, und mit jedem Tage gefiel der treue Wefner dem jungen Mädchen besser als zuvor. Liebe erweckt Gegenliebe — auch wenn ein wenig Liebe zum Geldbeutel des Vaters dabei ist.“ — Ich also war es, der diesen Wefner richtig ins Glück



Der Mutter Spargroschen. Nach dem Gemälde von Berthold Wolke.

hineingesetzt hatte. Und welch ein Glück! Vor einigen Jahren begegnete ich der Familie in Flinsberg — da konnte ich den Mann so recht in Wonne schwimmen sehen: Eine märchenhaft schöne, mit allen Tugenden geschmückte Frau — zwei reizende Kinder, ein Knabe und ein Mädchen — ein glänzendes Haus — ein Schwiegerpapa, der stets dem Leben die besten Seiten abzugewinnen versteht, und eine fein gebildete Schwiegermutter, die auf der weiten Erde ihresgleichen sucht. Ach, was war ich für ein Esel!

Doch nein, um seinen Reichtum, um seine glänzenden Verbindungen beneide ich ihn nicht. Doch das Herz seiner Frau —

„Aber, lieber Doktor,“ fiel ihm nun Brömer ins Wort, „Sie quälen sich ja mit einem Phantom. Wer sagt Ihnen denn, daß Ihnen das Herz dieser Frau gehörte? Wefner

hat redlich um sie geworben und hat sein Weib, wie ich höre, auch glücklich gemacht. Sie klagen um den Verlust einer schönen Frau, die Ihnen nie gehörte —“

„Und doch — vierundzwanzig Jahre habe ich an diese Liebe auf den ersten Blick geglaubt und glaube noch daran. In jener Stunde schwebte der Glückengel mit breiten Flügeln über meinem Haupte; ich hörte das Rauschen seiner Schwingen — ich hätte ihn nur greifen müssen, — nur im innersten Herzen fühlen müssen, was zwei leuchtende Mädchenaugen sprachen: Komm, wirb um mich — ich warte auf Dich — es ist die echte Stunde.“

Als der Doktor diese Worte sprach, sah ihn Brömer mit sarkastischem Lächeln an. Aber die kleine Frau hatte unbewußt die Hände gefaltet und sah aus wie ein kleines Mädchen, dem man von den lieben Engeln erzählt.

## Tributpflichtig

Skizze aus dem Siseherleben von Kurt Joachim Grau.

(Nachdruck verboten.)

Die See ging hoch. Welle auf Welle türmte sich, brauste zischend und sprühend heran und schlug klatschend gegen das steingedämmte Ufer. Das Meer sang sein Lied — wilder als sonst, mit grollender, furchtbar brüllender Stimme. Ein unruhvolles, unaufhörliches Toben ging durch den gewaltigen Wasserkörper, daß er sich aufbäumte wie ein geschlagenes Ross, das in wilder Wut stöhnend und fauchend seine Mähne schüttelt.

Der alte Peters saß vor der Tür seiner niedrigen, strohgedeckten Hütte und stierte grinsend hinaus auf die erregte Flut. Er kannte das Schauspiel, das die See heute wieder einmal bot, kannte es schon seit seiner Kindheit. Wer an der See aufwächst, wer seinen ganzen Lebenskampf an ihrem Strand ausringt, der kennt das Meer und liebt es. Das war bei dem alten Peters der Fall; nur daß er die See auch gerade so sehr haßte, wie er sie gern mochte. Er liebte sie wie einen Gefährten, wie einen guten, vertrauten Bekannten; aber er haßte sie, weil sie heimtückisch war und verschlagen, dem Leben der Schiffer Nachstellungen bereitete. Freilich, der alte Peters hatte dem Meere ja alles zu verdanken, was er war und was er besaß; denn er fristete sein Leben ja nur davon, was er täglich voll Mühe und Plage dem Schoße der See abrang und abzwang; nur von dem geringen Ertrage des Fischfanges hatte er sein Weib ernährt und seinen Sohn aufgezogen. Fünfundfünfzig Jahre schon lag er in stetem Kampfe mit der Flut, wenn er weit, weit draußen seine Netze auswarf, um dem Meere das bischen Lebensunterhalt abzutrohen, dessen er bedurfte. Aber je länger er lebte, je älter er wurde, desto verhaßter wurden ihm die Fluten, die ihm Nahrung und Kost gewährten. Denn er fürchtete sie — fürchtete sie wie einen Feind, weil sie schon so oft in wilden Stürmen und heißem Verlangen die Arme nach ihm ausgestreckt hatten, um ihn hinabzuziehen in ihre finstere Tiefe — als Entgelt, als Tribut für alles das, was der alte Peters dem Wellenreiche fast zwei Menschenalter hindurch aus seinem verborgenen Schatze geraubt. Denn das war ein alter Fischerglaube: Wer sein ganzes Leben lang vom Meere sein Dasein fristet, der ist den Fluten verfallen mit Leib und Seele. Und diesen Tribut mußte er zahlen, ob er wollte oder nicht. Nur wann, wann — das war die schwere Frage. Noch trohte er, noch wollte er die Forderung des Meeres nicht begleichen. Aber es hatte schon einmal eine Zeit gegeben, wo er der See dankbar gewesen wäre, wenn sie ihren Rachen geöffnet und ihn verschlungen hätte. Das war in jenen Tagen, als er seine Frau hinausbegleiten mußte auf den stillen Fischerdorffriedhof, etwa drei Kilometer landeinwärts. Da war er so verzweifelt, so lebensunmutig gewesen, daß er gern, gern auf sein bischen Daseinstrest verzichtet und

der See mit Freuden den Tribut gezahlt hätte. Doch damals hatte sie ihn nicht geholt, der von selbst zu feige war, sich in die Wogen zu stürzen — nein, damals lag sie spiegelglatt wie verträumt da und blickte so friedlich zum Lande herüber in ihrem hellgrün-schimmernden Kleide, daß man fast glauben mochte, sie empfinde etwas wie Mitleid mit dem armen, alten Fischer, der heute sein Weib hinausbrachte zur letzten Ruhe. Das war nun schon acht Jahre her. Und der alte Peters wurde seitdem immer grauer um Bart- und Haupthaar, und seine Glieder wurden immer schwächer, aber das Meer, wie es schien, um so wilder, um so ungestümer. Aber nun wollte er nicht, nun trogte er. Gerade jetzt wollte er nicht sterben, gerade jetzt nicht, wo sein geliebter großer Junge, der am Bergener Hafentort, ein paar Stunden weiter hinauf am Strande, Lotse war, auf Freierrfüßen stand und seine Jugendliebe, die schmutze Margot Dreesen, heimzuführen gedachte; in diesem Jahre gerade sollte die Flut ihn nicht haben, wo er doch hoffte, nun bald Großvater zu werden, Großvater — oder Großväterchen . . .

Wie hübsch, wie lieb das klang . . . Und der alte Peters mußte lächeln vor Freude der Erwartung. — Aber das Meer brüllte und schrie auf vor Zorn. Und es war dem ergrauten Fischer, als hörte er in dem Tosen und Toben dort drüben eine machtvolle Stimme, die ihm mahnend und drohend zurief: „Tri — but — — Tri — but — —“ Und er stand auf, sah hochaufgerichtet mit stolz-verächtlicher Miene auf die Flut und lachte — lachte mit roher polsternder Stimme, daß es laut hinüberschallte zum Meere . . . Brüllend antworteten die Wogen, reckten drohend ihr Haupt empor und sahen grimmig zu, wie der alte Peters sich plözlich suchend zur Erde bückte, mit riesenhafter Wucht den Arm erhob und einen mächtigen Holzbalken hinaus schleuderte in die Flut, gleich als wollte er beweisen, daß er noch Kraft in sich verspüre, Kraft zum Kämpfen und Trohen.

Und dem Tage folgte eine wilde, wutvolle Sturmnacht draußen auf See. Bis gegen elf Uhr hatte der alte Peters gewacht und stumm seine kurze Pfeife qualmend zugehört, wie die See heulte.

An seinen Sohn hatte er gedacht, daß es ihm gut gehen möge in diesen schreckenreichen, gefahrbringenden Stunden der Finsternis.

Er selbst fühlte sich sicher.

Ueber den Steindamm hinüber konnte das Meer ja nicht kommen; das war gewiß. Aber sein Junge — für den gab's harte Arbeit und schweres Ringen heute Nacht. Und das war ihm nicht aus dem Kopf gegangen. Endlich

aber hatte er doch sein dürftiges Lager aufgesucht. Und das Meer sang ihm ein Schlummerlied, aber kein friedliches. Kampfgetöse klang da hinein, wilde, schäumende Wut und rasendes Stürmen. Selbst im Schlafe hörte der alte Peters noch das Rauschen und Gurgeln, und wieder klang es ihm im Ohr, furchtbar verlangend: „Tri — but — Tri — but . . .“

Und dann plötzlich stürmte die See auf ihn ein, um ihn zu holen. Er sah, wie sie heranbrauste, wie die Wellen tanzten rings um ihn her. Tausend Augen glogten ihn an, höhnisch grinsend, und wie Schlangen wanden und krümmten sich die schaumbedeckten Wogenkämme und streckten verlangend die Arme nach ihm aus. Jäh und furchtbar öffnete das Meer seinen Rachen, um ihn hinabzuzwingen und hinabzuschlingen in den schreckvoll-finsternen Abgrund. Und der alte Peters schlug um sich und schrie und brüllte lauter noch als die See. Er packte die nächste Woge, die auf ihn einschlug und presste sie an sich, bis ihn die Kräfte zu verlassen drohten. — Da schlug er die Augen auf. Er hatte geträumt. In Schweiß gebadet richtete er sich empor — immer noch krampfhaft das Kopfkissen an die Brust drückend.

Und in der Ferne heulten die Fluten.

\* \* \*

Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr schlug glücklicherweise der Wind um. Es wurde still auf dem Meere. Endlich konnte man sich hinauswagen ans Ufer. Die See hatte furchtbar gehaust in der letzten Nacht. Ein großer Teil der schwarzen Schifferkähne, die am Strande angebunden gewesen waren, trieb draußen weit in See. An mehreren Stellen des Dorfes war die Flut sogar selbst über den Steinwall gestiegen und hatte zwei Strohhütten eingerissen. Allerorten sah man, was für Schaden der Sturm angerichtet hatte. Fensterscheiben waren zerbrochen, die Gärten überspült, Obst- und Getreideernte vernichtet.

Als der alte Peters schon ein ganzes Stück am Strande entlang gegangen war die Reihe der Dorfhäuschen am Uferdamme hinauf, da begegnete ihm der Fischer Fred Hoenig, mit dem er öfters hinausfuhr auf den Fischfang; der erzählte ihm, drüben im Bergener Hafen sei ein Lotsenboot gekentert, wobei mehrere Mann den Tod gefunden.

Eine jähe Angst besiel den alten Peters. Geradenwegs stürmte er hinüber nach dem Dorf. Er wollte zum Schulzen oder zum Amtsdienner; es ließ ihm keine Ruhe, er mußte Gewißheit haben wegen des Unglücks. Wie blind hastete er durch die Gassen. Wenn ihm Bekannte ein paar freundliche Worte zuriefen, lief er ohne zu antworten weiter, immer weiter, denn er hörte es kaum; es hegte, trieb ihn vorwärts, rastlos, der Gewißheit entgegen. Und er mußte an seinen Traum denken. — Was konnte der zu bedeuten haben? Sollte er — sollte er ein Zeichen — gewesen — sein? — Ein Zeichen — daß — daß sein Junge —

Der alte Peters stürmte vorwärts. Die Leute im Dorfe sahen ihm nach, kopfschüttelnd, ohne zu begreifen.

Einer aber, der schon etwas gehört haben mußte von dem Unglück in der Hafenstation, rief zu seinem Nachbar herüber:

„Is denn sin Sun ooch derbi? —“

Der aber schüttelte den Kopf und entgegnete bang:

„Dat mag wohl sin! Ik weet nich . . .“ Inzwischen stand der alte Peters bereits zitternd vor dem Dorfschulzen, der ihm ernst und umständlich die Namen der fünf Leute vorlas, die in der letzten Sturmnacht Opfer des Meeres geworden.

Als der Name „Johann Peters“ kam, brach der alte Fischer, ohne einen Laut zu sprechen, auf der Holzbank an der Wand zusammen. Stier, mit ausdruckslosen Augen sah er den Ortsvorsteher an. Er fühlte, wie dieser nach seiner Hand griff und sie stumm in der seinen drückte. Mühsam erhob sich der alte Peters von seinem Sitze, stöhnend schritt er zur Tür und wandte durch die Gasse zurück nach Hause. Wieder sah man ihm neugierig im Dorfe nach, teils voller Mitleid, teils voll Erstaunen. Und er kam hinab zum Steindamm. Das Meer lag jetzt ganz still. Nur m-rmelnd noch, flüsternd klang das schaurige Mahnen: „Tri — but . . .“

Ha, ha! Nun sollte es seinen Tribut haben, das Meer, ihn, den alten, lebensmüden, wertlosen Greis! Daran war nichts verloren. Aber sein Kind, seinen blühenden Sohn — achtundzwanzig Jahre nur war er geworden — warum hatte es dem das Leben entzissen? Wie grausam von den Fluten, wie grausam!

„Ik hew' ihn umbracht!“ schrie er laut auf und schlug sich mit der Faust gegen die Stirn, daß er einen dumpfen Schmerz verspürte. Dann ging er langsam, den Oberkörper weit vorgebeugt, zum Uferdamm, stieg in einen der noch vorhandenen Schifferkähne und ruderte sich mit leichten Schlägen weit hinaus. Jetzt war er ganz allein. Nur leere Boote trieben noch von der Nacht her auf dem Wasser. Er zog die Ruder ein und lauschte. Wie leise das Meer jetzt sang . . . Wie Grabglocken klang es, gerade so, als täte es den Fluten jetzt leid, was sie getan.

Ha, ha! Was war sie wert, diese Reue, nun, wo sie zu spät kam! Der alte Peters richtete sich plötzlich hoch auf im Boote, nahm das Ruder und ließ es kraftvoll herniedersausen auf die zitternde Wasseroberfläche, gleich als wollte er es prügeln, das Meer. Und hoch empor spritzten die Tropfen. Dann gab der alte Peters dem großen, ungefügigen Fischerboot, in dem er hinausgefahren war, einen mächtigen Stoß mit dem Fuße, daß es jäh umschlug. Und er versank in den Fluten. Das Meer aber rauschte auf und flüsterte still zufrieden. Der Tribut war gezahlt . . .

Vom Strande her hatte man den Vorgang beobachtet. Man schrie und lärmte und stürzte in die Boote. Das ganze Dorf fast lief am Uferdamm zusammen.

Nur einer fehlte — der alte Peters. Der ließ sich indessen stumm von den Fluten dahintreiben, gleich, als hoffte er, unten in der Tiefe des Meeres — seinen Jungen zu finden.

## Die alte Scheufel

Skizze von Richard Rief in München.

(Nachdruck verboten.)

Sie hieß Auguste Marschhausen; für uns aber war sie stets nur „die alte Scheufel“ (nicht etwa „Scheufel“; derartige sprachliche Extravaganzen nahm sie sehr übel). Die alte Scheufel: denn, kenne ich sie auch schon seit Jahrzehnten, sie lebt selbst in meinen frühesten Kindheits-erinnerungen als die alte, weißhaarige Frau, als die ich sie heute sehe. An ihr scheinen die letzten zwanzig Jahre spurlos vorübergegangen zu sein. Nur ihre Augen werden immer schwächer. Aber solange ich sie auch kenne, ohne die Hornbrille mit den großen, runden Gläsern habe ich

sie nie gesehen. Und so macht sich auch ihre zunehmende Kurzsichtigkeit äußerlich nicht bemerkbar. Ich erinnere mich noch genau, wie wir Kinder uns immer vor dieser Hornbrille fürchteten. Die alte Scheufel erschien uns darin als die Knusperhege des Mädchens. Wenn wir das aber einmal gar laut werden ließen, dann wurde sie ungehalten und schalt uns aus. Denn so etwas mochte sie in den Tod nicht hören, die alte Frau. Seit fünfundzwanzig Jahren arbeitet sie in unserem Hause. Immer am ersten Samstag des Monats kommt sie, um die Wäsche anzun-

bessern, Knöpfe zu ergänzen und mit uns zu plaudern. In der letzten Zeit pflegt die auszubessernde Wäsche freilich nicht gerade zu ihrem Vorteile von der alten Scheufel bearbeitet zu werden, und was die Knöpfe anlangt, nun, die Knopffabrikanten können sich über die Arbeit der Alten mehr freuen als wir; aber plaudern, das kann die alte Scheufel jetzt noch viel besser als früher. Und deshalb muß sie wie in alten Zeiten an jedem ersten Samstag im Monat zu uns kommen. Ein paar Tage später wird jetzt freilich stets eine andere Näherin bestellt, um das, was die alte Scheufel zusammengeflickt hat, noch einmal zurechtzusetzen.

Die alte Scheufel gehört zu unserem Hausinventar. Jeder von uns liebt sie; ist sie doch für jeden eine lebendige Erinnerung schöner Stunden der Kindheit. Sie war es, die uns die ersten Märchen erzählt hat, sie hat uns als A-B-C-Schützen geholfen in die ersten Geheimnisse des Wissens einzudringen; ihr habe ich als vierzehnjähriger Bub mein großes Drama „Andreas Hofer“ vorgelesen, und sie war der einzige Mensch, der die fünftausend Jamben ruhig bis zu Ende anhörte. Sie war sogar mein erster Kritiker.

„Sieh mal, mein Jung“, sagte sie, „eines hat mir gefallen an deinem Geschreibsel, nämlich, daß alle die Tiroler so fest an unsern Herrgott glauben, auch wenn es ihnen schlecht geht. Siehste, mein Jung, ich bin eine alte Frau; aber ich sag' nich', daß die Welt heute so viel schlechter ist, als zu meiner Jugendzeit. Nur eins mein' ich, und das tut mir in der Seele weh: daß die Menschenkinder heutzutage alle nich' mehr an unsern Herrgott glauben. Und das ist doch das Schönste, was wir haben.“

Während sie so sprach, ließ sie die Hände in den Schoß sinken und nickte schwer mit dem alten, runden Kopfe, auf dessen weißem Scheitel es sich ein Strahl der Mittags-sonne bequem gemacht hatte. Dann seufzte sie leise auf und fädelte weiter an den Hosen, die sie gerade flickte. Und sie fuhr fort:

„Nee, ich sag' auch nich', daß zu meiner Zeit alle Leute unserm Herrgott im Himmel Ehre erwiesen haben . . . nee! Gottlose Menschen hat's immer gegeben, und geslucht und geschmäht hat man auch zu meiner Zeit, daß es nur eine Schande war. Aber wenn nu' einer an keen Herrgott und an nichts glaubte, dann tat er sich wenigstens nich' noch 'was zu gute darauf, wie die jungen Leute von heutzutage. Wer du mer nur nich' ooch so einer . . . das würd' die alte Scheufel sehr bekimmern. Hörste, mein Jung?“

Damals war ich über diese Rede etwas indigniert. Ich hatte die künstlerische Wirkung meines welterstürmenden Dramas nach einer anderen Richtung hin erstrebt.

In den letzten Jahren ist die alte Scheufel noch viel gottesfürchtiger geworden. Ihr Glaube macht sie glücklich. So gleitet der Strom ihres Lebens weiter . . . ruhig dem Meere zu. Still und ohne jede Ekstase äußerer oder innerer Art geht das Leben dieser Frau. Die Notwendigkeit der Arbeit um das tägliche Brot erscheint ihr als etwas Selbstverständliches. Sie arbeitet gern. Solange ihr Mann lebte, führte sie ihm den kleinen Haushalt. Als der Dreißigjährige plötzlich starb, sah sie sich nach einem Verdienst um, den ihr die Nähmaschine bot. Nur an zwei Augenblicken erfuhr der Rhythmus ihres Lebens für kurze Zeit eine Steigerung. Das geschah einmal damals, als ihr Sohn, dessen reiche Begabung man erkannt hatte, ein Stipendium erhielt, um das Gymnasium zu besuchen; zum andern an dem Tage, da dieser Sohn, der Oberlehrer geworden war, ihr seine Verlobung mit der Tochter eines Gymnasialdirektors durch eine gedruckte Anzeige mitgeteilt hatte. Damals zeigte sie uns voll Stolz die Karte:

„Scheener wär's ja freilich gewesen, wenn er mir selber von seinem Bräutchen erzählt hätte; aber so'n Oberlehrer hat doch gar zu wenig Zeit. Und ich freu' mich doch, daß er mich wenigstens an seinem Glücke Anteil nehmen läßt. Ein guter Junge war er ja immer.“

Und tränenden Auges streichelte sie das kalte, bedruckte Papier, und ihre Mutterliebe verklärte die nüchterne Mitteilung des Sohnes zu einer Offenbarung wahrster Kindes-dankbarkeit.

Am Hochzeitsmorgen des jungen Paares, der just auf den Samstag traf, an dem die alte Scheufel bei uns „fällig“ war, saß die Greisin wie gewöhnlich auf der Ballustrade vor der Nähmaschine. Und sie erzählte:

„Er hat mich auch zur Hochzeit geladen. . . Sogar mit einer gedruckten Einladung! Aber hingehen? Nein! Dazu lieb' ich mein' Jung' zu sehr, als daß ich es litte, daß er sich seiner alten Mutter schämen muß. Nur in die Kirche will ich geh'n . . . zur Trauung. Er ist doch mein liebes, einziges Kind.“

Und dann nähte sie weiter, nachdem sie ihre Hornbrille für einen Augenblick abgenommen hatte, um sich über die Augen zu fahren.

## Nur ein Hund.

Aus „Stockholms-Tidning“. Von Watbier Sparr-Böfstedt, übersetzt von L. Sodemann.

(Nachdruck verboten.)

Es ist das letzte Mal, daß wir zusammen auf den bekannten Wegen durch die Felder streifen, alter, treuer Diener und Freund. Vielleicht erinnerst du dich, wie ich, mit der Wehmut der Entbehrung, aller Feststunden in den nahen Wäldern, wenn es durch die herbstliche Stille zu jagen galt.

Und nun hast du ausgedient. Du bist alt, und da kommt der Todeschuß und bildet das finale. Das ist die Belohnung für langjährigen treuen Dienst. Du schaust betrübt drein, alter Freund. Verstehst du nicht die tief-sinnige Gedankenfolgerung in dem Ganzen?

Wenn man alt und gebrechlich wird, wird man auf eine oder die andere Weise beiseite geschafft. Dein Schicksal gehört nicht zu den herbsten. An einem sonnigen Herbstmorgen wirst du mir folgen dürfen, und die tödende Kugel wird dich schmerzlos über den Todesstrom wegführen.

So ist es denn das letzte Mal, daß wir zusammen jagen. Suche die Spur des Wildes auf der schimmernden Frostmatte und erwecke noch einmal das Echo mit deiner schallenden Stimme! Laß uns die berauschte Jagd genießen, wie man das genießt, von dem man weiß, daß es niemals wiederkehrt . . .

Ich verstehe nicht, warum mir so seltsam traurig zumute ist. Du bist ja nur ein alter Hund. Zwar hast du große, kluge Augen und ein treueres Herz, als andere Freunde es haben. Für mich würdest du ohne Zaudern zu Felde ziehen, wenn es notwendig wäre. Mein bester Freund unter den Menschen würde sich aus dem Staube machen, wenn sein eigenes Leben auf dem Spiel stände. So handeln bei uns Freunde, siehst du. In der Not prüft man den Freund. Du verstehst mich nicht. Du siehst mich nur an mit deinen großen Augen, und die Falten auf deiner Stirn geben dir ein so bekümmertes Aussehen . . .

Ahnt du, daß wir hier zum letzten Male gehen? Vielleicht ist dein Blick eine stumme Frage, warum die Menschen diejenigen, welche ihnen am treuesten gedient haben, am schlechtesten belohnen. Ja, alter Freund, das Leben ist so, und die Menschen haben keinen Platz für die Gebrechlichen.

Fasse Mut, alter Knabe, und laß uns vergnügt sein! Bald ist es aus mit der Melodie. Was mehr? Du bist nur ein alter Hund, der ausgedient hat, und ich bin dein Herr, welcher dir den letzten Dienst erweist . . .